Badische Heimat 35 (1955)

Abb. 1 Romanischer Tonkopf Bad. Landesmuseum Karlsruhe

Romanischer Tonkopf im Badischen Landesmuseum Karlsruhe

Von Hans Wille, München

Im Badischen Landesmuseum zu Karlsruhe befindet sich ein kleines bärtiges Gesicht aus romanischer Zeit (Abb. 1, 2), das von der Forschung bisher nicht beachtet wurde[1]). Der Inventareintrag aus dem Erwerbungsjahr 1860 bezeichnet ihn als Christuskopf. Ob tatsächlich das Gesicht des Heilands dargestellt ist, läßt sich nicht mit Sicherheit erkennen. Als Herkunftsort wird ohne nähere Angabe Pforzheim genannt. Erdreste, die bis heute in den Vertiefungen der Oberfläche haften. machen es wahrscheinlich, daß der Kopf im Boden gefunden und dem Museum übergeben wurde, ohne durch den Handel gegangen zu sein. Ein Vorbesitzer oder Kunsthändler hätte ihn sicher gereinigt.

Abb. 2 Romanischer Tonkopf, Seitenansicht Bad. Landesmuseum

Das Gesicht ist sehr flach gearbeitet. Fast möchte man von einem Hochrelief sprechen. Die Rückseite, leicht ausgehöhlt, läßt nichts mehr von der Art der früheren Befestigung erkennen. Wahrscheinlich wurde der Kopf aus einem größeren Zusammenhang herausgebrochen, doch sind die rückseitigen Bruchkanten derart verschliffen, daß sich nichts Genaues aussagen läßt.

Erfreulicherweise ist aber das Antlitz mit seiner strengen geschlossenen Ovalform in gutem Zustand auf uns gekommen. Eine Haarkappe aus parallelen Strähnen, ausgehend von dem leicht seitwärts verschobenen Scheitel, umfaßt die flache Stirn, die Schläfen und die Wangenpartie. Die Haarenden berühren sich beiderseits fast mit dem Schnurrbart, der nach unten hin in den radial ausstrahlenden Bahnen des Kinnbartes seine Fortsetzung findet. So ist ein festes Rahmengerüst für die Gesichtsteile geschaffen. Die mandelförmigen Augen erheben sich nur in schwachem Profil aus ihrer Einbettung, sie sind eingefaßt von den Lidern, die als aufgelegte Wülste ihre eigene, wenn auch geringe plastische Substanz haben. Unmittelbar darüber, in der gleichen

Abb. 3 Freudenstadt, Lesepult vom Kloster Alpirsbach, 12. Jh.
Kopf des Apostels Johannes Bildarchiv Marburg

flachen Bogenführung sitzen die Augenbrauen, die nicht weiter ausladen als die Lider. Es ergibt sich also kaum eine Höhendifferenz zwischen Brauen, Lidern, Augäpfeln und Jochbeinen, sodaß man von einer Kontrastwirkung plastischer Werte nicht sprechen mag, eher von einem zarten Wellengeriesel, das sich an der Oberfläche ereignet. Dies wird auch bei der unteren Partie deutlich, wo der Mund genau so aus zwei aufgetragenen, allerdings kräftigen Wülsten gebildet ist wie der Schnurrbart. Im Verein mit den ausstrahlenden Bartsträhnen ergibt sich ein interessant angeordnetes Liniengefüge, dessen ornamentaler Reiz — besonders in der rechten Schrägansicht zu genießen — im Wechsel der Richtung liegt: der Schnurrbart beschreibt einen schwachen U-Bogen und stößt über die Wange bis fast an das herabfallende Haupthaar heran; ähnlich sind die Barthaare am seitlichen Kinnkontur aufgebogen, dazwischen als wuchtiger Gegenakkord die kräftigen Lippen mit den schwer hängenden Mundwinkeln.

Uns Heutigen fällt bei solcher Gestaltung gern der Terminus „graphische Behandlung" ein, doch darf nicht übersehen werden, daß in dem unerhört einfachen Augenschnitt und den straff gespannten Mundlinien ein Ausdruck gesammelten, zwingenden Ernstes — fern jeder dekorativen Tendenz — beschlossen liegt. Mit einfachen, großen Zeichen werden Schwerpunkte gesetzt. In ihnen liegt eine ge-

Abb. 4 Worms, im Dom an der Fensterbank im Ostchor
Bildarchiv Marburg

bändigte Kraft verborgen, die nie das Bestreben hätte, nach außen zu brechen; die vollends unter der gespannten Oberfläche verharrt.

Die stilistischen Merkmale legen eine Datierung ins mittlere 12. Jahrhundert nahe. Vergleicht man das Gesicht mit dem Freudenstädter Lesepult, besonders mit dem Kopf des Johannes (Abb. 3), so wird man auffallende Verwandtschaften feststellen. Der geschwungene Ansatz der parallelen Haarsträhnen am Scheitel ist völlig gleich gebildet. Auch die schwache Reliefwirkung der Augenpartie findet dort ihre Entsprechung. Ähnlich ist ferner die Mundpartie mit dem gesträhnten Schnurrbart und den nach unten ablaufenden Barthaaren. Was die beiden Köpfe unterscheidet, sind weniger stilistische als qualitätsmäßige Abweichungen. Der Freudenstädter Johannes hat in der Führung der Augenbrauen, der Nasenwinkel, die bei unserem Stück unausgeprägt sind, und des Bartansatzes eine Prägnanz des Schnittes, die man am Karlsruher Kopf vergeblich suchen würde. Auch hat der Johannes dadurch, daß er freiplastisch gestaltet ist, viel größere Möglichkeiten, sich räumlich zu entwickeln. Die gewölbten Partien: Haarkappe, Stirn, Wangen stoßen in gedrängter Fülle aus der Flächigkeit heraus und entfalten sich zu freier Plastizität, der gegenüber der Karlsruher Kopf wesentlich in der fron-

Abb. 5 Hirsau, Figurenfries am NW-Turm Bildarchiv Marburg

talen Flächigkeit verharrt. Dennoch ist in beiden Stücken ein verwandter Tenor angeschlagen, der an eine etwa gleichzeitige Entstehung denken läßt.

In den Einzelformen anders, aber dennoch von ähnlicher Haltung, ist der Kopf des unter dem Löwen liegenden Mannes vom Nordfenster am Ostchor des Wormser Domes (Abb. 4). Der Bart ist im Gegensatz zu Freudenstadt und Karlsruhe in einem unartikulierten Gebilde zusammengefaßt. Mit den Freudenstädter Köpfen verbinden ihn die freiplastische Gestaltung und die gerundeten Umbrüche, wogegen die mandelförmigen Augen mit den rahmenden Lidern, vor allem aber der heruntergezogene etwas derbe Mund und die langausgezogenen Schnurrbartsträhnen ähnlich gestaltet sind wie bei dem Karlsruher Kopf.

Allen drei Beispielen gemeinsam ist die verhaltene Ruhe im Gesichtsausdruck. Dies unterscheidet sie von den Plastiken am Nordwestturm von Hirsau, St. Peter und Paul. Die geographische Nähe Hirsaus zum Fundort unseres Kopfes (etwa 15 km) könnte an einen unmittelbaren Zusammenhang denken lassen, zumal beträchtliche Ähnlichkeiten festzustellen sind. Der Kopf der tragenden Figur an der Südseite des Frieses (Abb. 5) hat einen sehr verwandten Zuschnitt. Gegenüber den vorigen Beispielen fällt die Flächigkeit auf, die hier sogar noch weiter getrieben ist als auf dem Karlsruher Kopf. Mund- und Bartpartie sind von verblüffender Ähnlichkeit. Was die beiden Gesichter aber grundsätzlich trennt, ist die Lebendigkeit der Darstellung, die der Hirsauer Bildhauer angestrebt hat. Sie ist motiviert durch die Kraftanstrengung des Tragens und findet ihren Ausdruck in der kühnen Schrägstellung des Kopfes und den weit geöffneten Augen. Dadurch kommt ein vitales Moment in die Darstellung, das man bei den zuvor genannten Stücken vermißt und das trotz formaler Übereinstimmung zu einer Absonderung vom Karlsruher Kopf zwingt.

Der Hirsauer Fries dürfte auf Grund baugeschichtlicher Überlegungen am Beginn des 12. Jahrhunderts gearbeitet sein[2]). Die vertieften Pupillen am Hirsauer Kopf sind zu dieser Zeit häufig zu finden[3]). Sie treten allerdings auch nach der Jahrhundertmitte noch auf, aber weit seltener und gehören nicht mehr zu den bestimmenden Stilmerkmalen wie in der Frühzeit[4]). In den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts bahnt sich die Umwandlung des

frühromanischen, letztlich aus ottonischer Tradition kommenden bewegten Stiles zu der strengen hochromanischen Formensprache an, die wir in den Quedlinburger Äbtissinnengräbern sehen und die im Freudenstädter Pult ihren schönsten Ausdruck findet. H. Beenken[5]) spricht von „strengem klarem Stil". Hierhin gehört der Karlsruher Kopf. Beenkens Worte über das Freudenstädter Lesepult „Blick und Gebärde sind in starre Achsen ausgerichtet. Alle Form ist gebannt und von bannender Kraft" könnten geradezu auf unseren Kopf gemünzt sein. Das Lesepult wird zuletzt von H. Gombert[6]) „kurz vor der Mitte des 12. Jahrhunderts" datiert. Die Gruppe am Wormser Ostchor ist nicht fest datiert. Für diesen Bauteil wird i. a. das Weihedatum 1181 in Anspruch genommen[7]). Angesichts dieser Datierung und der Überlegung, daß der „Freudenstädter Stil" gewiß einige Zeit brauchte, bis er Allgemeingut wurde, möchte man mit der Datierung des Karlsruher Kopfes von der Jahrhundertmitte ein wenig abrücken und mit aller Vorsicht die sechziger oder siebziger Jahre des 12. Jahrhunderts vorschlagen.

Wenngleich der Kopf aus Pforzheim gewiß nicht zu den hochqualitätvollen Arbeiten des 12. Jahrhunderts zählt, so dürfte er dennoch Beachtung verdienen. Als Beispiel der Tonplastik, die in dieser Zeit höchst selten ist, ist ihm wahrhaft dokumentarischer Wert beizumessen. Der stark geschmälerte Bestand an Skulpturen aus der Reifezeit der Hochromanik wird durch ihn um ein beachtenswertes Stück ergänzt.

---

[1]) Inv. Nr. C 2201. H. 132, Br. 85 mm. Material rot gebrannter Ton (Ziegelmaterial, aber nicht sehr hart gebrannt). Dies ist eigentümlich, da Ton im frühen Mittelalter selten für plastische Arbeiten verwendet wurde, er wird erst in der Spätgotik gebräuchlich; Gips benutzte man häufiger.

Die Nasenspitze ist abgewetzt, Beschädigungen am linken Auge und dem darüberliegenden Lid und der Braue. Einige Fehlstellen an den Haaren.

[2]) Vgl. W. Hoffmann, Hirsau und die „Hirsauer Bauschule". München 1950, S. 23.

[3]) Aus der Tradition des 11. Jhdts. kommend: Hildesheimer Bronzetür, Nischenreliefs in Regensburg, St. Emmeram, Werdener Sitzfiguren; Grabplatten in Merseburg u. Enger; Gustorfer Chorschranken; Freckenhorster Taufstein u. a.

[4]) Gröninger Emporenbrüstung, Erfurter Standleuchter (Wolfram).

[5]) H. Beenken, Romanische Skulptur in Deutschland, Leipzig 1924, Seite 124.

[6]) H. Gombert, Das Freudenstädter Lesepult. Das Münster 1950, Heft 9—10, Seite 257.

[7]) Dehio-Gall, Handbuch, Pfalz und Rheinhessen, München-Berlin 1952, S. 71.

W. H. Riehl über die Zukunft Karlsruhes

(aus „Land und Leute", 8. Aufl. 1892)

„Gar manche künstlich hinaufgeschraubte, ehemals kleinfürstliche Residenzstadt sank wieder zum unscheinbaren Landstädtchen herab, welches uns nur durch ein verwaistes Schloß und heruntergekommene Adelssitze an seinen früheren Glanz erinnert. Andere künstliche Städte sind aber auch weit über ihren Ursprung hinausgewachsen und behaupten jetzt eine steigende innere Notwendigkeit. Entscheidend wirkte hier der moderne Staat und der moderne Verkehr, welche mancher Residenzstadt, die früher nur vom Hofe lebte, jetzt ganz neue Grundlagen des Wohlstandes und selbständiger bürgerlicher Tüchtigkeit bereitet haben. Die künstliche Stadt, die früher nur von der starken Hand des Fürsten gehalten wurde, steht denn jetzt auf starken eigenen Füßen. Als Beispiel nenne ich Karlsruhe. Wenn diese Stadt auch heute aufhören sollte, die badische Residenzstadt zu sein, so würde sie zwar zunächst große Einbuße erleiden, aber doch keineswegs in ihr früheres Nichts zurücksinken. Die Karlsruher brauchten sich auch nicht zu fürchten, daß das älter beachtigte Durlach, welches vordem durch ihre werdende Stadt beiseite gedrängt wurde, nun seinerseits wieder Karlsruhe in die Ecke schieben werde. Karlsruhe ist ein neuer Verkehrsmittelpunkt geworden, eine industrielle Stadt, ein Sammelplatz eigenartigen gewerblichen, geistigen und geselligen Lebens. Es würde die Kraft besitzen, sich neue Hilfsquellen statt der verlorenen zu erschließen, es würde sich behaupten wie Wiesbaden, Kassel und Hannover sich behauptet haben, obgleich sie keine Residenz- und Landeshauptstädte mehr sind. Vor hundert Jahren dagegen hätte Karlsruhe gewiß noch nicht die Kraft besessen, einen neuen natürlichen Schwerpunkt nach dem Verlust des künstlichen in sich selber zu finden."